Trübe und lichte Tage.

Novelle von Clarissa Lohde.

(5. Fortsetzung und Schluß.)

Er wollte sich erheben, sie aber hielt ihn fest, kniete auf ein Tabouret zu seinen Füßen nieder, ergriff seine Hände und zog sie an die Lippen.

„Ich flehe Dich an, mein Vater, höre mich, um meinet-, um Deines Kindes willen, um deretwillen, die mir das Leben gab und die mit Dir, wie Du mir oft gesagt, den Wohlstand, das Glück dieses Hauses begründet hat. — O, scheuche den Segen nicht von seiner Schwelle durch eine That der Härte, der Ungerechtigkeit. Laß Milde walten, verzeih, wenn Du etwas zu verzeihen hast und schenke mir, schenke uns Allen den Frieden wieder!"

Jedes Wort von Melanie's Lippen drang wie ein Dolchstoß in des Vaters Herz. Ihre Anklage, die Anklage seines Kindes, beruhte auf Wahrheit. Nicht der Milde, der Gerechtigkeit lieh er sein Ohr, sondern allein der Selbstsucht, dem Verlangen nach dem Besitz eines Weibes, das ihm diesen Besitz als Preis in Aussicht gestellt für die Verstoßung seiner rechtmäßigen Gattin. Aber welche anklagenden Stimmen sich auch in seiner Brust erhoben, die Leidenschaft sprach doch noch lauter. Er begehrte — und er mochte und wollte seinem Begehren keine Schranken entgegensetzen lassen, selbst nicht von seinem einzigen Kinde. Rauh fast schob er Melanie von sich. „Geh, Du vergissest, was der Tochter dem Vater gegenüber geziemt! Was ich zu thun entschlossen bin, davon bringst Du mich nicht zurück."

„Vater!"

Vorwurfsvoll, verzweifelt drang es jetzt von ihren Lippen, er hörte sie nicht. Ohne sich umzublicken, verließ er das Gemach.

Lange blieb Melanie auf derselben Stelle, das Auge auf die Thür geheftet, durch die er verschwunden war. Matt waren ihr die Hände zur Seite herabgesunken.

Was nun? Wo nun Hülfe, Rettung suchen? Und wie ein lichter Strahl der Hoffnung stieg in ihrer Seele sein Bild auf, das Bild von Johannes. Zürne er auch der Mutter, zürne er ihr auch mit Recht, Haß kannte seine edle Seele sicher nicht. Der Unglücklichen würde er seine Theilnahme, seinen Rath und Beistand nicht versagen!"

Ohne sich weiter zu besinnen, eilte sie zum Schreibtische, und warf mit vor Aufregung zitternder Hand einige Zeilen an ihn auf's Papier:

„Ich muß Sie sprechen. Kommen Sie morgen um zehn Uhr Vormittags zu meiner Tante Klotilde!"

Dann klingelte sie und übergab dem Diener das sorgfältig geschlossene Billet mit der Weisung, es sofort an seine Adresse zu befördern.

XI.

In einem Stübchen in der Wohnung der Räthin Franzius saßen Johannes und Melanie neben einander auf dem harten Canape, das, noch aus dem Nachlaß der Eltern der Besitzerin stammend, die Spuren seines Alters deutlich genug zur Schau trug. Aber über die schadhaften Stellen war eine von Adelaide mit kunstvoller Hand gearbeitete Decke gebreitet, und eine fast peinliche Sauberkeit ersetzte den Mangel an Komfort, den diese altväterische Einrichtung freilich nicht aufzuweisen hatte. In diesem Augenblick aber zog es wie ein himmlischer Glanz durch den schlichten Raum; Johannes hatte den Arm um die Geliebte geschlungen, und sie sanft an sich ziehend, drückte er den ersten Kuß auf ihren blühenden Mund. „Melanie, mein liebes, geliebtes Mädchen!"

Sie preßte die Hände auf's Herz, ein Gefühl zog in dasselbe ein, so selig, so unaussprechlich beglückend, und doch so voll Demuth, so voll kindlichen Dankes gegen den Geber alles Guten und Vollkommenen, daß sie, überwältigt von der Allgewalt desselben, die Augen schließen mußte. Wie ein Hauch nur drang es über ihre Lippen:

„O mein Gott, laß mich so vielen Glückes, mit dem Du mich segnest, werth werden!"

„Sind wir jemals des Glückes werth, Melanie?" fragte er leise. „Glück ist Gnade, göttliche Gnade, die mit ihrem Glanze das arme menschliche Leben verklärt, um die Seele stark zu machen auch für die Zeiten des Kampfes, des Leides, von denen ja Niemand ganz verschont bleibt."

„An Deiner Seite wird mir jedes Leid leicht zu tragen sein —"

„Gott gebe es, daß Du nie anders denkst!" sagte er lächelnd und strich sanft über ihr schönes, weiches Haar. „Bis jetzt, meine Melanie, hast Du ja noch nichts als Frohsinn, Glanz und Genuß gekannt."

„Doch kein Glück—"

„Wird aber das bescheidene Glück, das ich Dir bieten kann, Dich auch ganz zu befriedigen vermögen, wirst Du niemals ein Sehnen nach den Freuden, den Zerstreuungen empfinden, die Du jetzt aufgeben mußt? Meine Melanie, mein Leben ist ein ernstes, der Wissenschaft geweihtes. Ich bedarf der Ruhe, der Sammlung, bedarf einer stillen, eng begrenzten, friedvollen Häuslichkeit, einer Gattin, die ihr höchstes Glück in dieser Häuslichkeit findet, das höchste Glück am häuslichen Herde zu spenden vermag."

„Ich verstehe Dich wohl, wenn ich auch weiß, wie wenig ich noch geschickt bin, dieser Forderung zu genügen. Du aber wirst mich lehren, dem Ziele nachzustreben, das Du mir vorgehalten hast."

Er blickte sich in dem kleinen, sonnigen Gemache um und sagte ernst:

„Nirgends besser kannst Du es lernen, als hier, wie man Genügen und frohe Zufriedenheit in der Arbeit und selbstloser Pflichterfüllung zu gewinnen vermag."

Er zog sie leise mit sich zu der halb geöffneten Thür. Dort am blumengeschmückten Fenster saß die Räthin an ihrem Nähtische, ein weißes Häubchen auf dem grauen Haar, in den feinen Zügen den Ausdruck sanften Friedens, ruhiger Heiterkeit.

Beschämt barg Melanie ihr Haupt an des Geliebten Schulter. Wie hatte sie so verblendet lange Jahre kein Auge für dieses Glück haben, so mißachtend auf diese Armuth hinabsehen können! Ach, hier wohnte, was aus den glänzenden Räumen ihres Hauses in dem unruhigen Hasten nach Genuß verloren gegangen war: Friede und Glück.

„Der gütigen Tante," sagte Johannes, „die uns so vertrauensvoll bei sich aufgenommen hat, sind wir es schuldig, zuerst Mittheilung von unserem geschlossenen Herzensbunde zu machen. O, daß wir es gleich auch vor der ganzen Welt könnten, daß nicht so viel Wolken noch fortzuscheuchen wären, ehe wir uns angehören dürfen!"

Melanie seufzte.

„Hegst Du Hoffnung, der Mutter Geschick noch umwandeln zu können?"

Johannes senkte jetzt den Blick zu Boden.

„Meine Hoffnung ist nur schwach. Doch will ich das Letzte noch versuchen, noch einmal mich an das Herz Hulda's wenden, das, wie ich wohl weiß, kein bösgeartetes ist. Vielleicht gelingt mir jetzt, da der Schutzengel der Liebe mir zur Seite steht, was ich bisher vergeblich versuchte."

Damit ergriff er Melanie's Hand und trat mit ihr vor die erstaunt aufblickende Tante. Die herzlichste Freude malte sich bei der unerwarteten Mittheilung auf den lieben, alten Zügen.

„Gott segne Euch, Gott segne Euch!" rief sie. „Wie wird sich Adelaide jetzt freuen!"

Und als hätte diese den Ruf der Mutter vernommen, öffnete sie, soeben von einem Ausgange zurückkehrend, die Thür. Einen Moment blieb sie überrascht bei dem Anblick des innig umschlungenen Paares stehen; dann flog es wie ein heller Freudenschein über ihr Gesicht und rasch näher tretend, streckte sie den Glücklichen beide Hände entgegen.

„Wie ich mich freue, wie ich mich freue!"

Melanie zog die so lange vernachlässigte Cousine an sich und küßte sie zärtlich.

„Adelaide, meine gute Adelaide! Jetzt erst, — ach, daß ich's gestehen muß — jetzt erst weiß ich, was Du mir hättest sein können, wenn ich vermocht hätte, Deinen Werth zu erkennen. Aber noch liegt ein langes Leben vor uns, noch ist es möglich, gut zu machen, was wir versäumten. Willst Du mir fortan eine Schwester sein? Ach, ich war immer allein, besaß nicht Bruder noch Schwester und fremd blieb mir jedes innige Verwandtschaftsband."

„Gern, o, wie gern!" rief Adelaide. „Hab' ich Dich doch immer von Herzen lieb gehabt, immer — wenn Du Vielumworbene auch nicht darauf zu achten schienst."

Eine Stunde später stieg Johannes die Treppe hinauf zu Frau Hulda Mosch.

Das auf sein Läuten ihm öffnende Dienstmädchen machte eine zweifelnde Miene. Die gnädige Frau sei leidend und sie wisse nicht, ob dieselbe Besuch annehme.

Johannes schrieb einige französische Worte auf seine Karte und sandte dieselbe zu Hulda hinein.

Sogleich erfolgte die Einladung, näher zu treten.

Hulda empfing den Vetter in ihrem Boudoir. Sie war noch in Morgentoilette, wenn auch in äußerst eleganter, der Schlafrock von violettem Sammt, mit kostbaren Spitzen besetzt, floß in schweren Falten an ihrer hohen Gestalt nieder; um das leicht aufgesteckte, schöne, goldig glänzende Haar war ein weißes Spitzentuch geschlungen, das ein auffallend bleiches, müde aussehendes Antlitz umrahmte.

Sie reichte Johannes mit einem matten Lächeln die Hand zur Begrüßung und winkte ihm, neben ihrem Ruhelager, auf das sie sich müde niedersinken ließ, Platz zu nehmen.

„Für Dich galt das an die Jungfer erlassene Verbot keineswegs, Johannes!" sagte sie. „Ich hätte Dich auch ohne die Deiner Karte hinzugefügte Aufforderung empfangen, sobald ich Deinen Namen gelesen. Freilich ahnte ich nicht, daß ich Dich in diesen Räumen überhaupt noch wiedersehen würde, da Du neulich eine so entschiedene Absage Deiner Freundschaft aussprachst. Um so erfreulicher, daß Du doch gekommen bist."

„Nur um noch einmal meine Aufforderung Dir zu wiederholen," entgegnete er ernst, doch nicht ohne seine Augen voll Theilnahme auf der gebrochenen Gestalt ruhen zu lassen, „und dieses Mal steht mir ein Bundesgenosse zur Seite, auf dessen Bitten Du vielleicht eher zu hören geneigt bist als auf die meinen."

„Und dieser neue Bundesgenosse ist—?"

„Melanie."

„Ah!" Sie athmete wie von einer drückenden Last befreit auf. „Ich fürchtete schon, Du wärest doch schwach genug gewesen, Dich zum Vermittler für eine Andere herauszugeben. Um so besser, daß es nicht so ist, daß Du Deine Bedenken überwunden und gegen Melanie Dich ausgesprochen hast. Wünscht Ihr meine Fürsprache bei Altenburg? Sie soll Euch werden; meine ganze Macht über diesen Mann stelle ich in Euren Dienst."

Sie hatte mit fiebernder Hast gesprochen, Johannes betrachtete sie mit bekümmerter Miene.

„Darum handelt es sich jetzt nicht. Gerade dieser Macht, von der Du eben sprachst, Dich zu entäußern, den Mann, der in freventlicher Liebe zu Deinen Füßen liegt, von Dir zu weisen, diese Stadt zu fliehen, wie ich es Dir schon einmal vorgeschlagen, das ist es, was auch Melanie durch mich von Dir erbittet.

Ja, noch mehr, sie fleht Dich an um der mütterlichen Freundschaft willen, die Du ihr stets erwiesen hast, ihr die Heimath, das Elternhaus nicht zu rauben, aus dem des Vaters Ungerechtigkeit sie vertreiben müßte."

Hulda wechselte die Farbe, ihre Augen blickten starr.

„Ich verstehe Dich nicht!"

Seine Stirn wurde finster, fast drohend traf sie sein Blick.

„Hulda — !"

So mahnend und ernst drang der Klang seiner Stimme an ihr Ohr, daß sie verwirrt die Augen senkte.

„Empfindest Du etwa gar noch Bedauern mit der Verrätherin, die Dir Dein Jugendglück, die schönsten Tage Deines Lebens zerstörte?" rief sie heftig. „Sie ist wahrlich Deiner Theilnahme, der Fürsprache Melan's nicht werth!"

„Und wäre es so," entgegnete Johannes traurig, „verdiente Dora auch wirklich das Loos, das Du ihr zu bereiten trachtest, Du triffst ja nicht sie allein durch Deine That; zweischneidiger noch ist das Schwert, das Du damit in Melanie's unschuldiges Herz stoßen würdest. Sie, die Tochter des Mannes, der um Deinetwillen einen Treubruch verüben soll, würdest Du in den grausamsten Zwiespalt stürzen, den es für ein junges Gemüth geben kann, den: das der Verachtung preisgegeben zu sehen, was Natur und göttliches Gesetz zu verehren ihr gebieten."

„Genug!" unterbrach ihn Hulda, mit unheimlich glühenden Blicken sich emporrichtend. „Von keinem Andern als von Dir hätte ich solche Worte angehört. Aber um Deines Vaters willen hast auch Du ein Recht auf meine Geduld. Erfahre denn aber Eines: Mein Entschluß ist unwiderruflich. Ich habe Altenburg erst heute mein Wort gegeben, die Seine zu werden, und ich werde dieses mein Wort halten — trotz der Welt und gegen alle Welt."

Johannes sah sehr bekümmert aus; er erhob sich. „Ich fürchtete das," sagte er weich, „und dennoch möchte ich die Hoffnung nicht aufgeben, Deine Seele zu rühren. Arme Hulda! Ich beklage Dich! Du glaubst in solcher Weise Dir Dein Glück gründen zu können — ach, man baut sein Glück nimmer auf dem trügerischen Grunde der Sünde. Und Sünde ist, was Du zu thun beabsichtigst, Sünde nicht allein gegen die Menschen, deren Lebensglück Du zerstörst, sondern Sünde auch gegen die Moral, gegen die Heiligkeit des Familienlebens!"

Sie machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Wo, wo ist diese Heiligkeit des Familienlebens heute wohl zu finden? Heimlich und öffentlich versündigt man sich alle Tage daran!"

„In den Kreisen, in denen Du verkehrst, die Du allein kennst, vielleicht! In ihnen weht freilich schon die schwüle Atmosphäre, die einst dem Untergange Roms voransging. Dennoch ist die Tugend deshalb nicht aus der Welt geschwunden. Blicke dorthin, wo sie schlichten Bürgerhäusern am häuslichen Herde noch in unverwelkter Schönheit thront, wo fleißige Hände sich unermüdlich regen und helle Augen noch nicht verlernt haben, vertrauensvoll zum Himmel hinaufzublicken. Denke an mich, Hulda, daß ich's Dir gesagt habe: Glück und Unglück kommt uns allein aus unserem Innern, der Friede des Herzens läßt sich nicht erjagen, er muß erworben werden mit aller Kraft, allem Fleiß und aller Andacht unserer Seele."

Hulda barg das Antlitz in den Händen.

„O schweige, schweige! Siehst Du denn nicht, daß Alles vergeblich ist? Mit Faust muß ich Dir antworten: ‚Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube'. Wohl Dir, daß Du noch an das Edle, an das Gute glauben kannst, ich verlernte das lange. Für mich war die Welt stets ein Chaos, eine Arena des Kampfes, in der der Stärkere immer Recht behält. Auch ich kämpfe um mein Dasein. Muß ich, um zum Ziele zu gelangen, eine Andere verdrängen, so ist das ein Verhängniß, keine Schuld!"

„O, suche nicht durch solche modernen Schlagworte die Stimme Deines Innern zu übertäuben, Hulda, die sicher eine andere Sprache spricht!" entgegnete er zürnend. „Ihr Frauen spielt in Eurer Gesellschaft mit welterschütternden Worten und ahnt nicht, welch' bitterer Ernst hinter der Maske des Scherzes sich verbirgt, wie die Welt, die Ihr Euch entgöttert, auch aus Eurem Leben das Beste fortnimmt, was ihm Reiz und Schönheit verleihen kann, wie die Daseinsleere, die Ihr um Euch schafft, Euch zuletzt zum Daseinsüberdrusse treiben muß. In Nichtigkeiten und Aeußerlichkeiten gehen Eure Tage hin; in ihrem Gefolge schreitet die gähnende Langeweile und zuletzt, wenn Ihr alt geworden, steht Ihr — wie es nicht anders sein kann — Euch vor Euch selbst entsetzend, verzweifelnd vor dem Nichts!"

Er wandte sich hastig, um das Zimmer zu verlassen.

Hulda aber sprang auf von ihrem Ruhelager, ihre Wangen glühten, ihre Pulse flogen. Mit krampfhafter Gewalt faßte sie seinen Arm.

„Gehe nicht, Johannes, gehe so nicht von mir! Du weißt ja nicht, welche Qualen ich schon durchgemacht habe, was ich noch leide. Siehst Du es mir nicht auf dem Gesichte geschrieben, welch' einen bitteren Seelenkampf ich mit mir bestehe? O, glaube mir, ich mochte es immer. Aber die Verhältnisse, das Leben, das Du so wahr eben geschildert hast, rissen mich stets auf's Neue hinab, und jetzt, jetzt habe ich die Kraft verloren zum weiteren Ringen. Jetzt stehe ich vor der Frage: ‚Sein oder Nichtsein' und die Feigheit flüstert mir schmeichlerisch in's Ohr: Leben, leben um jeden Preis!"

„Arme Frau!" rief Johannes bewegt und ergriff ihre Hände. „Nach Deinen Anschauungen ist ja das Leben das einzige Gut der Erde; ach, und wie viel besser ist es oft, nicht sein, als ein Leben voll Schuld tragen müssen."

Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken und seufzte tief.

„Ihm wenigstens vermag ich das Glück zu geben, das er begehrt!"

„Ihm, wem? — Altenburg? O, gute Hulda, täusche Dich nicht; der Rausch, der ihn jetzt zu Dir zieht, wird verfliegen, wie er in seiner Ehe mit Dora verflogen ist, und die Stunde kommt vielleicht nur zu bald, wo er bereut, dem Verlangen der Leidenschaft nachgegeben, um Deinetwillen mit Allem gebrochen, Alles eingebüßt zu haben, was ihm bis jetzt werth war: die Liebe seines Kindes, die Achtung seiner Freunde. O, Hulda, ein Schatten des Glückes ist es, den Du zu halten denkst, und öder nur und trostloser noch wird es dann um Dich aussehen, als selbst jetzt. Noch bist Du nicht von Liebe und Theilnahme verlassen, noch hast Du uns, Deine Verwandten, hast Deinen Sohn, der mit Liebe an Dir hängt, wenn er Dir auch ferne weilt. Wird aber seine kindliche Liebe Stand halten, wenn er erfahren muß, seine Mutter habe eine bisher friedliche Ehe mit bewußter Intrigue getrennt, nur um sich den eitlen Flitter des Lebens zu erhalten, den Luxus, an den sie gewöhnt war?"

„Wer kann das behaupten?"

Johannes blickte ihr lange und schmerzvoll in das zuckende Antlitz.

„Und ist es denn anders? Kannst Du mir Auge in Auge behaupten, daß Du Altenburg liebst?"

Sie senkte die Augen, eine fahle Blässe bedeckte ihre Züge, wie ein leiser Klageton kam es aus ihrer Brust. Jäh riß sie sich von ihm los, warf sich auf das Sopha, barg den Kopf in die Kissen und jammerte laut.

„Nein, nein, ich liebe ihn nicht! Auch diese Entschuldigung habe ich nicht für mich. Ich bin eine Elende, die des Mitleids nicht werth ist. Geh', Johannes, geh' und schüttle den Staub von Deinen Füßen, um nie mehr zu dieser Stätte des Unheils zurückzukehren."

Sie schluchzte laut auf; er wollte sich ihr nahen, sie zu beruhigen suchen, heftig aber wies sie ihn von sich.

„Laß mich jetzt, ich muß allein sein. Ich bitte Dich darum, gehe, wenn Du meine Qual nicht noch vergrößern willst."

„Gut denn," sagte er endlich seufzend. „Deinem Willen muß ich gehorchen. Doch laß mich die Hoffnung mit mir nehmen, daß unser Gespräch kein gänzlich erfolgloses gewesen, daß wir noch nicht das letzte Wort mit einander gewechselt haben."

Sie hob den Kopf nicht; ohne zu antworten, verharrte sie in ihrer Stellung, nur mit leiser Handbewegung ihm Lebewohl zuwinkend.

Draußen verhallten seine Schritte auf dem Korridor; da kam es wieder wie Leben in die regungslose Gestalt.

Sie richtete das Haupt empor, auf ihrer bleichen Stirn ruhte es wie ein düsterer Entschluß, aus ihren starren Augen blickte die Verzweiflung. Wie in tiefen Gedanken fuhr sie sich zu verschiedenen Malen mit der Hand über die Augen, dann trocknete sie ihr von Thränen feucht gewordenes Antlitz, stützte den Kopf in die Hand und versank auf's Neue in finsteres Brüten.

Die Jungfer kam und meldete, daß angerichtet sei.

„Ich werde heute nicht speisen," lautete die Antwort, „das Essen soll wieder abgetragen werden."

Wenige Minuten darauf kehrte die Fortgeschickte noch einmal zurück.

„Herr Banquier Altenburg möchte der gnädigen Frau aufwarten."

Hulda blickte die Dienerin fast finster an.

„Ich kann heute Niemand mehr empfangen," sagte sie mit harter Stimme. „Bitten Sie den Herrn Banquier, sich bis morgen zu gedulden."

Seltsam zuckte es bei diesem Bescheid um ihre Lippen.

Das Mädchen ging jetzt verwundert, achselzuckend. Welch' neue Laune der Herrin!

Draußen empfing Altenburg den Bescheid des Mädchens mit sehr unmuthiger Miene.

Er hatte auf eine süße Stunde gehofft, und nun diese Zurückweisung!

Mit sehnsüchtigen Blicken betrachtete er im Vorübergehen die Fenster des Boudoirs, in dem er Hulda weilend dachte.

O, wenn dieser Zwang erst vorbei, wenn sie erst mein vor der Welt wäre," seufzte er, „wenn ich erst ein Recht auch auf den Platz an ihrem Krankenlager hätte!"

Und wie ein banges Ahnen flüsterte eine Stimme in seinem Herzen: Wird diese Zeit wohl je kommen?

Zu fern noch lag die Erfüllung, zu Vieles war noch wegzuräumen, zu besiegen, ehe er das Glück, das erträumte, heißersehnte Glück an ihrer Seite finden konnte.

XII.

Wieder saßen Vater und Tochter allein beim Frühstück. Dora, von einem leichten Fieber ergriffen, hütete auf Anordnung des von Melanie herbeigeholten Arztes das Bett.

Altenburg schlürfte stumm und verdrießlich seinen Kaffee, blätterte in den Zeitungen, ohne doch darin zu lesen; denn seine Seele beschäftigten Gedanken, die gar weit ab von der Politik und den Tagesereignissen lagen, die die Blätter ihm mittheilen konnten.

Er grollte mit dem Geschick, mit der Gattin, die so lange zögerte, sein Haus zu verlassen, mit Melanie, die sie aufgehalten, ja mit Hulda selbst, deren Unwohlsein ihm den Trost und die Erquickung ihrer Nähe entzog. So konnte das nicht bleiben; es mußte eine Aenderung der Verhältnisse vorgenommen werden, — aber wie, wie? —

Tausend Pläne durchkreuzten sein Gehirn, zuletzt erhielt der lockendste das Uebergewicht. Er wollte Hulda heute noch vorschlagen, nach den lombardischen Seen zu reisen, am Comersee oder am Lago Maggiore ein hübsches Häuschen zu miethen, wo er dann, um die Zeit des Wartens bis zur endgültigen Abwickelung seiner Angelegenheiten abzukürzen, sich gleichfalls hinbegeben und einige Wochen heimlichen, unbeobachteten Zusammenseins genießen wollte. Er versprach sich von dieser Reise auch zugleich für seine Gesundheit eine Auffrischung, da seine durch allzu gehäufte Genüsse etwas schlaff gewordenen Nerven einer Neubelebung und Anregung durchaus bedurften.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, achtete er nicht gleich des Eintrittes des Dieners, der mit verstörter Miene näher kam und sich mit flüsternder Meldung zu seinem Ohr neigte. „Wer ist da—?" rief Altenburg ungeduldig, da er nicht gleich verstanden hatte.

Der Diener wiederholte seine Meldung.

Jetzt fuhr Altenburg mit dem Ausdruck namenlosen Schreckens von seinem Stuhle empor und stürzte, wie von Furien gejagt, aus dem Zimmer.

Melanie blickte ihm auf's Höchste beunruhigt nach.

„Ist etwas passirt, Georg?" fragte sie den mit zitternden Händen das Frühstücksgeschirr abräumenden Diener.

„Etwas sehr Schreckliches, gnädiges Fräulein."

„Etwas Schreckliches? O, lassen Sie mich nicht länger in Unruhe. Wer verlangt nach meinem Vater?"

Der Diener sah sich erst scheu ringsum, ob ihn Niemand sonst hören könne. Dann trat er dicht an Melanie heran und flüsterte geheimnißvoll:

„Die Jungfer von Frau Mosch ist draußen. Sie hat eben den Medizinrath Willmer herbeigerufen. Ihre Herrin" — er zögerte einen Moment, als er Melanie jäh erbleichen sah.

„Weiter, weiter!" hauchte sie.—

„Ihre Herrin wurde heute morgen todt im Bette gefunden."

„Todt?"

„Mit aufgeschnittenen Adern!"

Melanie schauerte; ein Fieberfrost durchfuhr ihren Körper.

„Entsetzlich!" bebte es von ihren Lippen.

Dann aber zu dem Diener sich wendend, setzte sie mit gewaltsamer Fassung hinzu: „Sprechen Sie zu Niemand weiter von dem, was Sie gehört haben. Die Rücksicht auf die uns befreundete Dame macht uns das Schweigen zur Pflicht."

Der Diener verbeugte sich achtungsvoll. Er wußte ja eben so gut, als das Fräulein, wie sehr es Pflicht auch gegen seinen Herrn war, die Art des Todes der schönen Frau Mosch vor der Welt zu verheimlichen.

Unterdessen fuhr Altenburg, halb ohnmächtig, in einer rasch herbeigeholten Droschke nach der Wohnung Hulda's. Er wollte und mochte noch nicht glauben, was er gehört hatte.

Sie todt, Sie, die glänzende, lebensvolle Frau, sie, die Ersehnte, Begehrte seines Herzens! Und todt durch eigene Hand! War das ihre Liebe, deren sie ihn gestern noch mit sanftem Blick und Händedruck versichert hatte?—Oder war Alles Täuschung gewesen, hatte sie ihn nicht geliebt, hatte auch sie nur, wie einst Dora, die Hand mehr nach seinen Schätzen, als nach seiner Person ausgestreckt? Aber nein, nein, das konnte, das durfte nicht sein; jeder andere Grund wäre möglich, dieser nicht.

Halb träumend verließ er jetzt den Wagen, und schwankte die Treppen hinauf.

Die Thüren zu Hulda's Wohnung standen weit offen; er durchschritt zitternden Fußes die wohlbekannten Zimmer. Auf der Schwelle des Schlafgemaches erst blieb er, wie von furchtbarem Zauberbann versteinert, regungslos stehen. Vor ihm, von den seidenen Vorhängen des Bettes nur halb verdeckt, lag eine Leiche. Die spitzenbesetzte Decke, die Leintücher waren mit Blut befleckt. Gelblich bleich hob sich der Kopf mit dem goldbraunen, ach, von ihm so sehr geliebten reichen Haarschmuck von dem bläulichen Seidengrunde des Kissens. Nicht schonend war der Tod über ihre scheinbar so unverwelkliche Schönheit dahingegangen. Mit dem Zauber des Lebens schwand auch der trügerische Schein der Jugend, den sie mit so kunstgeübter Hand um sich zu verbreiten gewußt hatte. Eine alte Frau mit eingesunkenen, verfallenen Zügen war es, die er dort auf dem Lager sah.

Einige Herren standen seitwärts in eifriger Berathung. Einer derselben, der Medizinalrath Willmer, löste sich sogleich von der Gruppe, als er Altenburg bemerkte, trat zu ihm und faßte seinen Arm, ihn mit sich in ein entfernter liegendes Gemach ziehend.

„Das ist kein Anblick für Sie, Altenburg! Kourage, alter Freund, Kourage! Dem Unabänderlichen gegenüber heißt es: Kopf oben behalten. Seltsames Verhängniß, psychologisches Räthsel; Mann und Frau so kurze Zeit nach einander in Selbstmord endigend! Freilich, neue Kalamitäten, Schulden, drückende Verhältnisse; das ist des Pudels Kern! Unsere liebenswürdige Freundin verstand es nun einmal nicht hauszuhalten und selbst Ihre generösen Zuschüsse, Altenburg, wollten allem Anschein nach nicht ausreichen. Kaum hatte die Kunde von dem Tode der Frau sich verbreitet, da stellten sich auch gleich schon Bäcker, Fleischer, Schuster, Schneider &c. mit ellenlangen Rechnungen und bleichen, ängstlichen Gesichtern ein. Was bleibt da den Freunden? Zuzudecken, zuzudecken und," er drückte bedeutungsvoll des Banquiers Hand, „der Dahingeschiedenen den gleichen, letzten Liebesdienst zu erweisen, den wir auch ihrem Gatten schon erwiesen haben: die Art ihres Todes vor der Welt zu verbergen und danach zu trachten, den Namen der Mutter vor dem Sohne unbefleckt zu erhalten. Was mich anbetrifft, so habe ich das Meinige dazu schon gethan. Die Dienerschaft hat sich bereits durch Geld und gute Worte dazu bewegen lassen, Schweigen zu versprechen. Sorgen Sie für das Gleiche in Ihrem Hause, Altenburg. Das Uebrige der Oeffentlichkeit gegenüber werde ich vertreten. Die liebenswürdige Frau war schon seit mehreren Tagen leidend, ein plötzlicher Tod in ihren Jahren ist daher nichts sehr Verwunderliches!"

Altenburg hatte nur mit halbem Ohr gehört. Sein Auge irrte über alle die vertrauten Gegenstände, das Sopha, auf dem er so oft neben ihr gesessen hatte, die Blumen am Fenster, die sie selbst gepflegt, den Schreibtisch, auf dem noch die Papiere, wie eben gebraucht, lagen. Er sah sie, den holden Genius dieser Räume, in ihrem Anblick lebend, nur an sie denkend. Und jetzt sollte das Alles aus, für ewig beendet sein?

Laut aufstöhnend sank er in einen Stuhl; mit leisem spöttischen Zucken um die Mundwinkel betrachtete ihn der Medizinalrath.

„Fassung, Lieber!" raunte er dem den Kopf in die Hände Bergenden in's Ohr. „Wollen Sie der Welt im Angesichte dieser Katastrophe noch neuen Grund zu böswilligem Geschwätz geben? Um Ihrer Gattin, Ihrer Tochter willen, kämpfen Sie Ihren Schmerz nieder und bewahren Sie nach Außen hin zum mindesten die Haltung des Wohlthäters und Freundes der Verstorbenen, ohne weiteren Zusatz!"

Damit trat er vor den Schreibtisch und nahm ein gesiegeltes Billet von demselben.

„Uebrigens," fuhr er dann in seinem gewohnten Tone fort, „liegt hier ein Schreiben mit Ihrer Adresse, Herr Altenburg."

„Ein anderes an den Oheim von Frau Mosch, den Pastor Grieben, adressirt, hat schon der Sohn desselben, unser Freund Grieben, der kurz vor Ihnen hier war, von einer Ahnung getrieben, wie er sagte, an sich genommen. Auch er verließ auf's Tiefste erschüttert das Haus und stimmte im Namen seines Vaters unserm Wunsche zu, um des hinterbliebenen Sohnes willen einen mildernden Schleier über die Todesart unsrer armen Freundin zu werfen."

Altenburg erhob sich schwer vom Stuhle, nahm den ihm dargereichten Brief, steckte ihn in die Brusttasche und ging ohne ein weiteres Wort wankenden Schrittes hinaus. Unten erst auf der Schwelle kam es ihm wie Klarheit in das erregte Gehirn. Die schreckliche Wahrheit stand unabänderlich, in ihrer ganzen grausen Gestalt vor ihm! In sein Ohr aber tönte wie ein schriller Nachklang des Arztes Mahnung:

„Um Ihrer Frau, Ihrer Tochter willen!"

Was hatte er denn vor Frau und Tochter noch zu verbergen? Sie wußten ja bereits Alles, würden sie sich nicht jetzt von ihm wenden, wie er sich von ihnen gewandt hatte, und ihn allein seinem Schmerze und der qualvollen Einsamkeit mit dem Bilde der durch eigene Hand Getödteten überlassen? Welch ein Recht hatte er, nach dem Geschehenen Liebe, ja nur Theilnahme von denen zu verlangen, die vor der Welt und auch in Wahrheit ihm die Nächsten waren? Wie ein Verbrecher, der das Auge der Menschen scheut, schlich er die kostbare Marmortreppe in seinem prächtigen Hause hinauf und schloß die Thür seines Zimmers sorgsam hinter sich. Jetzt erst fühlte er sich frei, jetzt erst überließ er sich einem wilden, entsetzensvollen Ausbruch seines Jammers. Mit ausgebreiteten Armen warf er sich auf das Sopha, preßte den Kopf in die Kissen, in unterdrückten Schreien und Zuckungen sich windend. Da klopfte es leise an die Thür, er hörte nicht; lauter, dringender wurde das Klopfen.

„Bitte, mach auf, lieber Vater!"

Die Stimme seines geliebten Kindes verfehlte endlich nicht den Weg zu seinem Ohr. Mechanisch erhob er sich, schwankte zur Thür, öffnete. Da standen sie, die zwei Wesen, mit denen seit Jahren sein ganzes Leben verwebt war, auch sie, die er einst und ach mit welcher Leidenschaft geliebt hatte, die Gattin, die er mit grausamer Härte von sich gewiesen, weil er für eine Andere heiß entbrannt war, die Kaltherzige, Kühle, in deren Nähe, wie er oft zu Hulda in vertrauten Stunden geäußert hatte, er selbst zu Eis erstarre, und die doch jetzt bleich, selbst fieberkrank, mit feuchtschimmernden, theilnahmsvollen Augen vor ihm stand!

Leisen Schrittes zog sich Melanie zurück, die beiden Gatten waren allein.

„Du, Dora, Du kommst zu mir—jetzt?"

Dora senkte den Kopf in einer noch nie von ihm gesehenen Geberde der Demuth und sanfter Ergebung.

„Nicht um Dir lästig zu fallen, Altenburg; nein, ich komme um Dich zu bitten, mich jetzt noch bei Dir zu dulden, so lange zu dulden, bis Du selbst ruhiger geworden bist und überwunden hast!"

„So weißt Du schon?"....

„Alles, Alles!"—

„Und Du benutzest nicht die Gelegenheit," rief er bitter, „ein Haus zu fliehen, in das an Stelle der Freude und des Genusses die unheimlichen Geister der Schuld und Reue eingezogen sind?"

„Ich habe die Freude mit Dir getheilt, so ist es meine Pflicht, auch Trübsal mit Dir zu theilen."

„Die Pflicht, die Pflicht!" schrie er fast wild auf, „und ich durfte nach Liebe!"

Dora's an und für sich schon bleiche Züge wurden noch farbloser. Sie biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten, dann sagte sie bebend, aber doch mit einem Ton der Weichheit, der ihm von seiner Gattin neu war: „Auch meine Liebe wird wieder für Dich da sein, sobald Du ihrer begehrst."

Wieder erhob sich vor ihm das Bild der Todten, ihre Wärme, ihre leichte Beweglichkeit. Wie anders würde sie in solchem Augenblick sich gegen ihn verhalten haben? Sie hätte die Arme um ihn geschlungen, ihren Kopf an seine Brust geschmiegt, und Alles, Alles, was sonst auch zwischen ihnen liegen mochte, wäre vergessen gewesen.

Wie eine hoch sich aufbäumende Welle stieg der Schmerz wieder in ihm auf, preßte ihm die Brust zusammen.

„Ich danke Dir," wandte er sich mit tonloser Stimme zu der noch immer mit gesenktem Haupte vor ihm stehenden Gattin, „danke Dir für Deine Theilnahme, aber jetzt bitte ich Dich, laß mich allein!"

Leisen Schrittes ging sie hinaus, er aber gab sich auf's Neue den Ausbrüchen seiner Verzweiflung hin.

Was konnte sie ihm sein, diese schöne Statue mit dem abgemessenen Gefühle, nachdem er ein Weib von der beweglichen Natur, der Leidenschaft und Wärme wie Hulda an seinem Herzen gehalten hatte. Konnte ihm eine Dora Ersatz bieten für die Geliebte, Ersehnte, nun ewig Verlorene?

Ein unendliches Verlangen nach hier, der Todten, nach ihrer Liebe erfaßte ihn mit leidenschaftlicher Gewalt. Die zitternde Hand griff nach dem Briefe, den er bisher zu lesen noch nicht die Kraft gefunden, nach ihrem Vermächtnisse; denselben mit heißen Küssen bedeckend, öffnete er ihn mit der Inbrunst eines vor dem Heiligenbilde seines Schutzpatrons Knieenden, der von den todten Lippen desselben allein noch Trost und Ermuthigung erwartet. Von der Macht ihrer Liebe hoffte er noch über ihr Grab hinaus die belebende Kraft zu gewinnen, sich in die Oede und die Verlassenheit der Wirklichkeit zu finden. Lange ruhten seine Augen auf den wohlbekannten, geliebten Schriftzügen, ohne dieselben entziffern zu können; wie ein Nebel lag es ihm vor den Blicken. Endlich las er, langsam jedes Wort in sich aufnehmend wie der Verschmachtende das erquickende Naß des lange gesuchten, endlich gefundenen, sprudelnden Quelles. — Aber Erquickung und Trost, die er suchte, wo blieben sie?— Kalter Schweiß trat beim Lesen auf seine Stirn, das Blatt zitterte in seinen Händen. Dieser letzte Abschiedsbrief an den Mann, der sie so heiß, so leidenschaftlich, so hingebend geliebt hatte, lautete wie folgt:

„Im Angesichte des Todes, bereit mit eigener Hand den Faden eines in der Irre gegangenen Lebens zu durchschneiden, mag ich nicht mit einer Lüge aus der Welt scheiden. Sie sollen mir keine ungerechtfertigten Thränen nachweinen, Altenburg. Ich bin der Thränen, bin Ihrer Thränen nicht werth.—Liebte ich Sie, wie Sie es um mich verdienen, erwiderte ich Ihre Gefühle in gleichem Maße, ja fühlte ich nur die Fähigkeit in mir, sie einst erwidern zu können, ich ginge nicht aus dem Leben, sondern nähme Alles auf mich, Alles, selbst Schuld und Reue, selbst die Einbuße der Achtung meines Sohnes, um mit Ihnen, und wäre es auch nur für eine flüchtige, kurze Zeit, das höchste Glück der Erde, die Vereinigung zweier für einander glühender Herzen zu genießen.—Aber ich liebe Sie nicht, Altenburg; kalt blieb ich selbst der heißesten Gluth Ihrer Gefühle gegenüber, und nur die Berechnung, das Bewußtsein, des Mammons zu bedürfen, von dem Sie so verschwenderisch mir mittheilten und den ich nicht zu entbehren vermag, war es, was mich auch die Maske einer Leidenschaft vornehmen ließ, die ich nie empfand, was den Wunsch und das Begehren in mir erzeugte, Ihre rechtmäßige Gattin zu werden. Ist mein Herz überhaupt der Liebe nicht mehr fähig, hat es im Spiel mit den Gefühlen die Wahrheit des Gefühles selbst eingebüßt, oder fehlte Ihnen die Geschicklichkeit der Hand dazu, den Saiten meines Herzens den richtigen Ton zu entlocken? Ich weiß es nicht, ich mochte mich selbst nicht danach fragen, um die mahnende Stimme des eigenen Gewissens nicht zu hören, die oft, oft in schlaflosen Nächten deutlich genug zu mir sprach.

Sie sehen nach Allem, Sie haben meinen Tod nicht zu beklagen, nicht zu beklagen, daß ich den dunklen Pfad freiwillig gehe, weil endlich doch die Erkenntniß in mir durchbricht, der Werth des Daseins sei zu gering, um ihm auch noch den letzten Rest der Selbstachtung zu opfern, um durch das Unglück Anderer noch ein paar glücklose Tage mehr zu erkaufen. Der beste Dank, den ich Ihnen für Ihre Liebe geben kann, ist der, daß ich Sie davor bewahre, in Irrthum befangen den Weg weiter zu wandeln, auf den ich Sie selbst in dem Egoismus der Selbsterhaltung gedrängt habe. Mein Tod wird die natürliche Aussöhnung mit der Frau herbeiführen, die Sie nicht ohne innern Kampf, und nur von der Stimme der Leidenschaft über Ihre Bedenken fortgehoben, mir zu opfern bereit waren. Ihrer Tochter, der lieben, mir so theuren Melanie, wird das Vaterhaus rein erhalten bleiben. Und um dieses lieben Kindes willen noch eine letzte Bitte an den, der mir sonst nie einen Wunsch versagte: Widerstreben Sie nicht weiter der Erfüllung des Herzensbundes, den Melanie mit meinem Vetter Johannes geschlossen hat. Ich weiß, Sie empfinden Antipathie gegen denselben, vielleicht auch ein wenig Eifersucht um der Neigung willen, die ich ihm entgegentrug. Diese Eifersucht aber wird von selbst erlöschen, sobald ich nicht mehr bin. Schenken Sie jedoch der Sterbenden Glauben, wenn sie Ihnen nach einem erfahrungsreichen Leben sagt: Sie können das Glück Ihrer Tochter nicht besser, nicht sicherer begründen, als wenn Sie dem Schutze dieses Mannes anvertrauen, nächst seinem Vater der Einzige, vor dem ich in Wahrheit Hochachtung empfinde. Gewähren Sie ihr das höchste Frauenglück, in der Liebe zu einem edlen, charaktervollen Manne ihren Halt für's Leben zu finden.

Melanie wird Ihnen das, was Sie an unberechtigten Vorurtheilen für sie opfern, durch verdoppelte Liebe vergelten, und Ihre gute That dereinst Ihnen tausendfältige Früchte tragen.

Nun aber zum Schluß! Es eilt mich, ein Ende zu machen, ehe der Muth zu der letzten That mir entschwindet. Leben Sie darum wohl, Altenburg, und verzeihen Sie das Leid, das ich Ihnen jetzt zufüge, um des größeren Leides willen, vor dem ich Sie durch meinen Tod bewahre!"

Das Papier entsank den bebenden Händen des Lesenden. „Sie hat mich nie geliebt," schrie es jammernd in ihm auf, „auch dieser letzte, dieser einzige Trost versinkt vor mir in Nichts. Meine Ahnung trog mich nicht! O unseliges Gold, warum wirst Du dem Menschen zum Dämon und vernichtest alles Leben des Herzens ringsum, wohin Dein gleißender Glanz fällt?"

XIII.

Der alte Prediger Grieben hatte es sich nicht nehmen lassen, am Grabe seiner verstorbenen Nichte die Trauerrede zu halten. Neben ihm stand ein schlanker Jüngling von sechszehn Jahren, dessen hübsche, noch kindliche Züge einen tiefen Schmerz verriethen: Erich Mosch, Hulda's einziger Sohn. Eine große und glänzende Anzahl Leidtragender hatte sich an der Grabstätte versammelt, unter diesen auch der Banquier Altenburg. Seine Haltung war gemessen und ruhig; aber seine Augen blickten matt, seine Gesichtsfarbe war krankhaft bleich, er schien um viele Jahre gealtert zu sein. Als die Zeremonie beendet war, und er seinem Wagen zuschritt, glaubte Johannes, der mit seinem Vater und dem jungen Mosch hinter ihm her schritt, zu bemerken, daß er wankte. Rasch zuspringend kam er gerade, um den Strauchelnden in seinen Armen aufzufangen und mit Hülfe des herzueilenden Dieners in den Wagen zu heben, ohne daß der Vorfall von der herausströmenden Menge weiter bemerkt wurde. Mit schneller Entschlossenheit setzte er sich zu dem in einer tiefen Ohnmacht befangenen. Der Pastor und Erich folgten dem Wagen zu Fuß. Hatte doch der Banquier den alten Herrn um seinen Besuch nach der Beerdigung gebeten, um mit demselben, den die Verstorbene zum Vormund ihres Sohnes gesetzt hatte, über dessen Zukunft Rücksprache zu nehmen.

Bei seiner Ankunft jedoch fand der Pastor das Altenburg'sche Haus in der größten Verstörung. Der Wagen war bereits weiter nach dem Arzt gesandt worden, Melanie und Dora standen mit angstvollen Mienen an dem Lager des noch immer Besinnungslosen. Der eiligst herbeigeholte Medizinalrath Willmer machte ein besorgtes Gesicht:

„Schlaganfall," sagte er, „zu große Aufregungen; doch hoffen wir das Beste, Herrn Altenburgs kräftige Natur wird ihm über den bösen Zufall hinweghelfen."

In der That gelang es ihm bald, den Kranken wieder zum Bewußtsein zurückzurufen; Altenburg murmelte einige unverständliche Worte und versank dann in einen langen tiefen Schlaf.

„Er ist gerettet," meinte der Medizinalrath am andern Tage, sich vergnügt die Hände reibend, „die Gefahr ist vorüber."

Allerdings, die Gefahr war vorüber; aber die Genesung ging langsam, unendlich langsam vor sich, und weder die früheren Geistes- noch Körperkräfte kehrten in alter Stärke zurück. Altenburg wurde ein mürrischer, ungeselliger Mann, der bald Niemand mehr um sich dulden wollte, als Melanie und seine Frau, seine Frau, die er hatte verstoßen wollen, die bisher nichts als Sorgen für sich selbst, für das eigene Wohlergehen gekannt hatte, und nun seine geduldigste und unermüdlichste Krankenpflegerin wurde.

Pastor Grieben war mit seinem Pflegling wieder heimgereist, ohne die von beiden Seiten gewünschte Rücksprache mit dem Banquier genommen zu haben. Im Frühling aber, als Altenburg auf Rath des Arztes mit seiner Familie auf ein ihm gehöriges Landhaus, einige Meilen von der Stadt übergesiedelt war, trat er mit Erich, und dieses Mal auch mit seiner lieben Alten, der freundlichen Pastorin, auf's Neue die Reise nach L. an, um dort in aller Stille die Verlobung seines Sohnes mit Melanie zu feiern. Altenburg hatte endlich auf die von Dora unterstützte Bitte seiner Tochter, mit der ihm jetzt eigenen apathischen Gleichgültigkeit gegen alles außerhalb seiner eigenen Person Liegenden, die Einwilligung zu deren Verbindung mit Johannes gegeben, doch unter der Bedingung, daß die Hochzeit bald stattfinde und ihm nicht zuviel Unruhe daraus erwachse. Natürlich war das Brautpaar damit gar wohl zufrieden, und im Herbst, als die Blätter sich gelb zu färben begannen, und die zu Häupten von Hulda's Grabe gepflanzte Trauerweide das erste welke Laub auf den Hügel streute, wurde in der schlichten Dorfkirche, in der der alte Pastor Grieben fast 50 Jahre lang gepredigt hatte, die Tochter des Millionärs mit dem armen Professor, wie ihn Altenburg damals höhnend genannt hatte, von dem Vater selbst mit feierlichen, tief bewegten Worten zusammengegeben. Außer den Eltern der beiden Verlobten waren nur noch Tante Klotilde und Adelaide zugegen.

Keine festlich geschmückten Gäste prangten an der Hochzeitstafel, keine wohlgesetzten Tischreden und gereimten Toaste erklangen zum Preise der Neuvermählten, denselben für die Zukunft Freude und Glück verkündend. Statt dessen aber saß das Glück selbst zwischen dem jungen Paare, und was aus Beider Augen leuchtete, wenn dieselben sich von Zeit zu Zeit trafen, war mehr als Freude, war eine tief innere Erfüllung von der Heiligkeit des eben vollzogenen Aktes, war das Bewußtsein, Eins zu sein für das Leben, bis daß der Tod sie scheide.

Wenige Monate sind verflossen. Der erste Frühlingsschmuck beginnt über die glücklichen Gestade am Golf von Neapel sich zu breiten. Der Posilipp erscheint von den zarten Blüthen der Mandelbäume, die ihn bedecken, fast wie in eine rosige Wolke gehüllt. Kamelien und Veilchen, Rosen und Orangen erschließen sich in ungeahnter Fülle und Schönheit dem goldenen Sonnenlicht, die Luft mit ihren süßen Wohlgeruch durchhauchend. Da wandeln zwei Glückliche Arm in Arm durch die mit den Gaben des Frühlings neugeschmückten Gräberreihen auf dem protestantischen Kirchhof von Neapel; Johannes und Melanie. Stiller Ernst ruht auf ihren Zügen und doch ein Ausdruck unendlichen Friedens, unausgesprochener Seligkeit.

Nach einer köstlichen genußreichen Reise durch das herrliche Land, das, wie Max Lienhart kurz vor seiner Todeskrankheit noch zum eigenen Troste sich gesagt hatte, alle Künstler mit der Seele suchen, verlebten sie den Beginn des Frühlings in Neapel, und einer ihrer ersten Ausgänge galt der stillen Ruhestätte, auf der so manches deutsche Herz, das dem Zauber dieser südlichen Natur freudig entgegengeschlagen, fern der Heimath, den Ewigkeit entgegenschlummert. Lange suchte Johannes den Platz vergebens, auf dem er den Freund in die Erde hatte senken sehen, und dessen Lage und Richtung er so genau in der Erinnerung behalten zu haben vermeinte. Wie viele neue Saat war seitdem dem Gottesacker übergeben worden, Reihen an Reihen mit Kreuzen und Denktafeln, Marmorreliefs und Statuen, keine Schrift jedoch zeigte den wohlbekannten Namen. Endlich, dort unter den verfallenen Gräbern, da unter wucherndem Epheu und dem wild sich rankenden, mit zahllosen Blüthen bedeckten Rosendorn, dort endlich entzifferte Johannes die fast schon unleserliche Schrift:

Max Lienhart,
Maler.

Melanie legte ihre Kränze auf den halb versunkenen Hügel und faßte tief bewegt des Gatten Hand: Fühlte sie doch mit ihm, was er empfinden müsse an diesem Grabe:

„Das also war das Ende eines so vielversprechenden, scheinbar so reich begnadeten Lebens," murmelte Johannes erschüttert: „Versunken, vergessen."

Schweigend, beklommen von dem Gedanken an die alles Irdische mit einem dunkeln Schleier umhüllende Vergänglichkeit, lehnten sich die jungen Gatten unwillkürlich fester an einander.

Da hallte ein süßer, langgezogener, wohlbekannter Ton durch den stillen Friedhof, so klagend und doch so hoffnungsvoll zugleich; die Nachtigall, die ihren sehnsuchtsvollen Sirenengesang den Todten singt; gleich jenen guten Dämonen der Alten, die der Sage nach die Seelen der Abgeschiedenen in ihren Armen tragend, ihnen mit süßem Gesange Vergessen des Irdischen und Sehnsucht nach dem Ewig einflößen. Der jungen Gatten Augen wurden feucht, Johannes beugte sich tief über das Grab und legte die Hand auf die kühle Erde. Er weinte; die Thräne, die jetzt als Weihegabe auf den Grabhügel des Freundes fiel, löschte die Bitterkeit jener Thränen, mit denen der Verrathene in jener schmerzvollen Stunde zuerst denselben bethaut hatte.

Melanie blickte den sich wieder Aufrichtenden tief erschüttert an: „Ist es nicht, Johannes, als sänge die Nachtigall uns als Gottesbote von der ewigen, Alles verzeihenden Liebe? O, ich wünschte, auch die Mutter könnte diesen Anblick mit uns erleben; er würde Friede und Trost in ihre zagende Seele gießen."

„Auch ohnedem, meine Melanie," entgegnete Johannes ernst, „wird sie den Frieden allmählich gewinnen. Nun sie sich selbst besiegen, ihren Egoismus opfern zu lernen anfängt in der Sorge um ihren leidenden Gatten, Deinen Vater, wird auch mit ihrer Natur eine Wandlung zum Besseren vorgehen. Beide, Dein Vater wie Dora, haben schwer gelitten, schwer ihre Schuld gebüßt; laß uns hoffen, daß auch sie sich wie diese Todten um uns durch Nacht zum Licht emporringen werden."

„Gott wolle es," rief Fräulein Melanie und faltete in frommem Gebete die Hände.

Tief innerlich bewegt und doch wundersam gestärkt verließen die Jungvermählten den Friedhof, um kurze Zeit darauf die Rückreise nach der Heimath an ihren neugegründeten, freundlichen Herd anzutreten, wo ein Leben fleißiger Arbeit, stillen Genügens sie erwartete, ein Leben, das in seinem engen Rahmen ihnen dennoch ein reiches Glück und volle Befriedigung versprach.

(Ende.)

— Ein Biedermann aus Neu-Süd-Wales hat an die Londoner „Shakespeare-Gesellschaft" geschrieben, daß er gegen Zahlung von 30,000 Pfund Sterling den Namen des Mannes nennen wolle, der die Shakespeare'schen Dramen, Lustspiele und Sonetten geschrieben hat. Vielleicht läßt der Mann noch mit sich handeln.

— Das Gebet ist für die moralische Natur das, was der Schlaf für die physische ist.

Landräthliche Fürsorge.

Der Landrath des Kreises Gelnhausen (Prov. Hessen-Nassau), Freiherr v. Riedesel, sorgt in wahrhaft mustergiltiger Weise für seine Kreiseingesessenen, schreibt die „Frankfurter Zeitung". Ruhe, Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten, ist eine Pflicht der Obrigkeit, deren Erfüllung dem Landrath von Gelnhausen nicht genügt; auch geistige Nahrung will er seinen Schutzbefohlenen zuführen und darum erließ er am 8. Dec. folgende Bekanntmachung an alle Bürgermeister des Kreises:

„Die Gast- und Schankwirthe haben gegenüber den großen Vortheilen, die ihnen durch die Wirthschaftsconcession geboten wird, die Pflicht, dem Publikum neben Speisen und Getränken auch die Gelegenheit zu bieten, sich über die Vorkommnisse, die von Wichtigkeit für dasselbe sind, zu unterrichten. Deshalb, und da außerdem ich Werth darauf legen muß, daß Jeder in den Wirthschaften sich Kenntniß von meinen amtlichen Bekanntmachungen verschaffen kann, beauftrage ich Sie, den sämmtlichen Wirthen Ihrer Gemeinde, die gegenwärtig das hiesige Kreisblatt noch nicht halten, in meinem Namen aufzugeben, alsbald auf dies Blatt vom nächsten Jahre ab zu abonniren."

Herr Landrath v. Riedesel macht also die moralische Verpflichtung der Gastwirthe, ihren Lesern Lektüre zu bieten, im Handumdrehen zu einer gesetzlichen, und legt den Wirthen, weil er die Verbreitung der amtlichen Bekanntmachungen wünscht, einfach auf, das Kreisblatt zu bestellen. Wir wissen nicht, ob das Halten des Gelnhäuser amtlichen Organes für die Gastwirthe des Kreises überhaupt einen Werth hat, so viel wissen wir indeß, daß kein Gastwirth diese landräthliche Verfügung zu beachten braucht, trotz des bezeichnenden Hinweises auf die Wirthschaftsconcession. Vielleicht kommt zu gelegener Zeit eine Vorlage, welche die Gastwirthschaftsconcession an die Bedingung des Haltens officiöser Blätter knüpft; heute aber sind wir noch nicht so weit, und die Wirthe im Kreise Gelnhausen, denen das Kreisblatt entbehrlich scheint, können auf dasselbe verzichten.

Der Stintfang.

Bei einem Stande des Quecksilbers im Thermometer von 15 Grad unter Null, namentlich wenn ver Wind gleichzeitig seine 25 Meilen in der Stunde zurücklegt, nur durch eine dünne Zeltwand geschützt in den in's Eis gehauenen Löchern nach Fischen angeln, dürfte den Meisten als ein Vergnügen eigener Art erscheinen und selbst auf Liebhaber des Angelsports eine sehr bescheidene Anziehungskraft ausüben. Trotzdem kann man von Anfang December bis Mitte Januar die ganze Küste des Staates Maine entlang hunderte von kleinen Zelten erblicken, in denen nicht etwa nur die Küstenbewohner und professionellen Fischer, sondern auch die Freunde des Fischfanges und die Indianer, die aus weiten Entfernungen herbeiströmen, der Kälte und dem Winde trotzen. Der Fisch, auf den sie Jagd machen, ist ausschließlich der Stint, der zur Familie der Lachse gehörige, mit mittelgroßen Schuppen bedeckte und starken Zähnen bewehrte Raubfisch. Derselbe — auch Alander genannt — wird 4 bis 7 Zoll lang, ist auf dem Rücken grau, an den Seiten silberfarben und am Bauche röthlich. Ob die deutsche Bezeichnung Stint mit dem Worte „stinken" zusammenhängt, wissen wir nicht, soviel aber steht fest, daß der englische Name „smelt" dem Fische in Folge des unangenehmen Geruches beigelegt wurde, den er um sich verbreitet. Diese an sich nicht liebenswürdige Eigenschaft hat jedoch auf den Geschmack des Fisches nicht den mindesten Einfluß, und jener gilt vielmehr mit Recht als eine der trefflichsten Speisen aus dem Gebiete des Oceans. Im December und in der ersten Hälfte des Januar hält sich der Fisch am häufigsten an der Küste von Maine auf; je kälter es ist, desto leichter geht er an die Angel, und daher ist der Strand von Maine um diese Zeit trotz Kälte und Wind so äußerst belebt.

Erst seit ein paar Jahren bedienen sich die Angler der Zelte, um sich wenigstens einigermaßen gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Früher waren sie der Wuth der Elemente völlig preisgegeben, oder sie errichteten sich gegen den Wind einen Wall von Eisschollen. Die Fangplätze müssen jedoch häufig gewechselt werden und dies, sowie jeder Umschlag der Windrichtung machte die wiederholte Errichtung jener Wälle nöthig. Die Fische merken es bald, wenn ihre Gesellschaft dadurch, daß viele an die Angel gingen, sich allzu sehr lichtet und wechseln alsdann ihren Standort, den neuen so lange für sicher haltend, bis sich die Feinde wieder allzu sehr bemerklich machen.

Einer der eifrigsten Angler, Job Secor von Baltimore, kommt seit Jahren regelmäßig an die Küste von Maine; ihm verdankt die Welt die Einführung der Zelte. Er ließ sich von einem Zimmermann in Belfast einen hölzernen Rahmen von 10 Fuß Cubikinhalt anfertigen, bekleidete die Wände mit Ausnahme des Bodens mit starker Segelleinwand und stellte das kleine Gebäude auf Kufen. Auf letzteren schob er sein Haus auf das Eis, befestigte es mit eisernen Klammern auf solchem und bezog diese Burg, innerhalb derselben ein Loch in's Eis hauend und mit Lust und Erfolg fischend. War der Jagdgrund erschöpft, so zog er mit seinem Zelte weiter und setzte das Angeln fort. Später nahm er noch einen kleinen Ofen in das Zelt auf und glaubte nunmehr, ein Paradies für einen Angler geschaffen zu haben.

Keine Erfindung hat so schnell allgemein Eingang gefunden, wie diejenige Secors, und dieselbe hat das Aussehen des Strandes von Maine für die Zeit, in welcher der Stintfang betrieben wird, vollständig verändert. Die Anfertigung und der Verkauf oder das Vermiethen der Zelte ist zu einer kleinen, aber selbstständigen Industrie geworden.

Freilich hat auch diese Erfindung ihre Schattenseite. Ein ungewöhnlicher Windstoß treibt oft ganze Zeltreihen vor sich her und die Oefen haben schon manche schlimme Brandwunden veranlaßt.

Bei strenger Kälte kann der Angler auf einen Fang von durchschnittlich 100 Fischen oder 30 Pfund pro Tag und Angelleine rechnen; das Pfund wird von den Aufkäufern an Ort und Stelle mit 5 Cents bezahlt, und der Ertrag ist, da geschickte Angler oft gleichzeitig bis zu 6 Angeln im Wasser haben, recht ansehnlich.

Erst vorige Woche ist ein ganzes Zeltdorf über eine Meile auf dem Eise dahin gewirbelt worden, ohne daß jedoch ernste Unfälle vorgekommen sind; der Hauptverlust bestand darin, daß eine Anzahl der kleinen Oefen unterwegs in die Wasserlöcher fielen.

Die Theilnahme am Stintfange wird mit jedem Jahre größer und gegenwärtig sind sogar drei wohlhabende Damen aus Boston mit solchem beschäftigt. Wir wünschen ihnen viel Vergnügen, — bei Leibe nicht glücklichen Fang, denn das bringt bekanntlich bei Jagd und Fischfang Unglück,—können aber doch bei der Erinnerung an die Kälte der letzten Tage ein gewisses Frösteln nicht ganz unterdrücken.

Schiller und Schopenhauer.

Wenn Schiller singt: „Die Frauen weben
Und flechten manche schöne Ros'
In dieses düst're ird'sche Leben,"
Sagt man: „Der Ausspruch ist famos."
Hingegen füllt's manch Herz mit Trauer,
Wenn, angehaucht vom Schmerz der Welt,
Der große Arthur Schopenhauer
Nicht viel von unser'n Frauen hält.
Jedoch mir scheint, daß beide Lichter
Nicht ganz getroffen die Natur,
Denn nur die Rosen sah der Dichter,
Der Philosoph die Dornen nur.

Mikado.

— Der echte Lump. „Sakra, wenn ich nur den Kerl amal erwischen könnt', der die Arbeit erfunden hat!"

— Aus der Instruktionsstunde. Lieutenant: Sag' mal, Wintermeyer, was ist Subordination?" — Rekrut (gibt keine Antwort). — Lieutenant: „Na, denk' 'mal an Deine schöne Paula!" — Rekrut: „Subordination ist, wenn der Herr Lieutenant von meinem Schatz 'n Kuß haben wollen und ich hab' nichts dagegen."

Aus der Schule. Lehrer: „Kinder, wißt Ihr mir den Unterschied zwischen einer Begehungs- und einer Unterlassungssünde zu nennen? Eine Begehungssünde ist, wenn ich z. B. über eine Brücke gehe und meinen Nebenmenschen in's Wasser stoße. Was ist aber eine Unterlassungssünde?"—Schüler: „Wenn ich ihn nicht hineinstoße!"

— Stilproben aus dem Aufsatzheft des kleinen Fritz. Thema: Beschreibung eines Sommerabends. „...und wenn es dann Abend wird, geht die Mama in das Sommer-Theater, und der Papa nimmt seinen Sommerrock und seine Pfeife und geht auf den Sommer-Keller und trinkt dort unter fröhlichen Gesprächen mit seinen Freundne sein Sommerbier hinunter..."

— 'S giebt ä Vorzeechen. „Ich kann mich immer ärgern," sagte Mutter Strefert in Connewitz, „wenn die Leite nicht globen wollen. Da gab's neilich bei uns ä Vorzeechen. 'S fiel nämlich ein Topf runter, und da sagt ich: 'S schterbt Eens in der Familie, sag' ich. Wie ich nun den andern Morgen in den Schtall ging und wollte mei Schwein füttern — da warsch tot. Da habtrsch."

Eingebildete Gefahr. Herr Jacobson kommt von einer Reise zurück und freut sich auf den warmen Empfang seiner wackeren Ehehälfte. Da trifft er diese in Thränen gebadet, und ein um das andere Mal ihr heulendes Söhnchen an sich pressend. Herr Jacobson, in den Tod erschrocken, forscht nach der Ursache ihres Schmerzes und erfährt dann endlich: „Wie ich so allein war, hab ich gedenkt, wenn unser Peterle do a Mädle wär und dhät heirathe und ihr Mann wär a Wollweber, und sie hätt a Kind und dem Kind dhät des Weberschiffle in's Aug' fahre.... dees wär doch a schreckliches Unglück!... Meinst net au'?"

Mensch und Wein. Die größte Aehnlichkeit mit dem Menschen hat nicht der Affe, wie manche Naturforscher behaupten, sondern der Wein! Kaum zur Reise gediehen, wird er gestoßen, gerüttelt, mit Füßen getreten und auf die Folter gelegt, bis er seinen Geist — nicht aufgibt, sondern — von sich gibt. Je geistreicher er ist, desto mehr wird er gepeinigt. Ein großer Geist wird aber durch Unglück und rohe Behandlung nicht schlimmer, sondern besser. So auch der Wein. Denn in den Keller kehrt er aus seiner innern Gedankenwelt und hier geht seine Geistesentwickelung der höchsten Stufe der Vollkommenheit entgegen. — Stolz wie jedes Genie, ist auch der Wein. Den Plumpen, den Einfältigen wirft er in den Koth; den erhabenen, ihm verwandten Genius aber trägt er hoch in die Wolken und raunt ihm himmlische Gedanken ins Ohr!

Unser Zeitalter schildert ein Schweizer Blatt in folgender pessimmistisch-launiger Weise: Es sind die Zuchthäuser größer, die Irrenhäuser breiter, die Armenhäuser höher, die Schlingel zahlreicher, die Würste kürzer, die Volksvertreter geistesärmer, die Steuern unerschwinglicher, das Stadtpublikum roher nnd ungeschlachter, die Predigten länger, das Volk selbstständiger, die Autorität der Obrigkeiten schwächer, die Schulen unpraktischer, das Erziehungswesen elender, die Großräthe langweiliger, die Reformer unverschämter, die Lebensmittel schlechter, die Portionen winziger, die Charaktere seltener, die Gipsköpfe alltäglicher, die Dirnen unverschämter, die Rekruten an Brustumfang schmäler, die Leute kurzsichtiger, die Kirchen leerer, die Wirthshäuser voller, die Ehen unhaltbarer, die Juristen konfuser, die Lumpen zahlreicher, die Feste kolossaler, die Zeitungen fader und einfältiger geworden."

Der Gerichtshumor, diese eigenthümliche Spezies des Humors, treibt oft die wunderbarsten Blüthen. Es ist bekannt, daß die Eidesleistung vor Gericht zu den feierlichsten und zugleich wichtigsten Momenten der öffentlichen Verhandlung gehört. Ergötzlich ist der Scherz, den kürlich ein Elsässer Bäuerlein, vor das Amtsgericht als Zeuge citirt, zum Besten gab. Richter: „Sie haben also den Eid zu leisten, heben Sie die rechte Hand in die Höhe und sprechen mir nach: „Ich schwöre."—Bauer (thut wie ihm befohlen und spricht): „Ich schwöre." — Richter: „Bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden."—Bauer: „Bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden."—Richter: „Das ich nach bestem Wissen."—Bauer: „Daß Sie es am besten wissen." Allgemeine Heiterkeit im Zuschauerraume über das naive Zugeständniß des guten Bäuerleins, dem der Herr Amtsvorsteher im Talare offenbar zu sehr imponirt hatte.

— Die „gesprochene Zeitung", „le journal parle", ist die neueste Pariser Erfindung. Aus Paris wird darüber geschrieben: Nachdem sich das „gesprochene Feuilleton" hier schon seit einiger Zeit mit ziemlichem Erfolge eingebürgert hat, ist ein unternehmender Impresario nun auch auf die Idee gekommen, eine ganze Zeitung „sprechen" zu lassen. In dem Saal des früheren Theaters Athenee finden vor einer allerdings sehr kleinen Zuhörerschaft gegen ein Entree von vierzig Sous seit einigen Tagen derartige Conferenzen statt, in welchen nacheinander von verschiedenen Herren die einzelnen Ressorts einer Zeitung gesprochen werden. Zuerst erscheint ein Herr, der ein Capitel aus einem Feuilletonroman, eine Art Parodie auf Zola, vorliest, dann erscheint ein zweiter, der vor den Augen des Publikums wirkliche Depeschen öffnet und ihren Inhalt erzählt, ein dritter berichtet über eine pikante Gerichtsverhandlung und so geht es fort bis zu den Theaternotizen, faits divers und Sportneuigkeiten. Der nächste Fortschritt auf dem Gebiete des Zeitungswesens müßte nun eigentlich die „erlebte Zeitung" sein. Ein paar Herren, als Grevy und Wilson verkleidet, könnten auf der Bühne eine Partie Billard spielen und dazu einen Leitartikel über die Tonkinfrage plaudern. Einige andere Redakteure würden als Banditen vielleicht einen Straßenraub in Neuilly inscenieren, und so fort, ganz nach Wunsch und Belieben eines hochgeehrten zahlenden Publikums.